

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

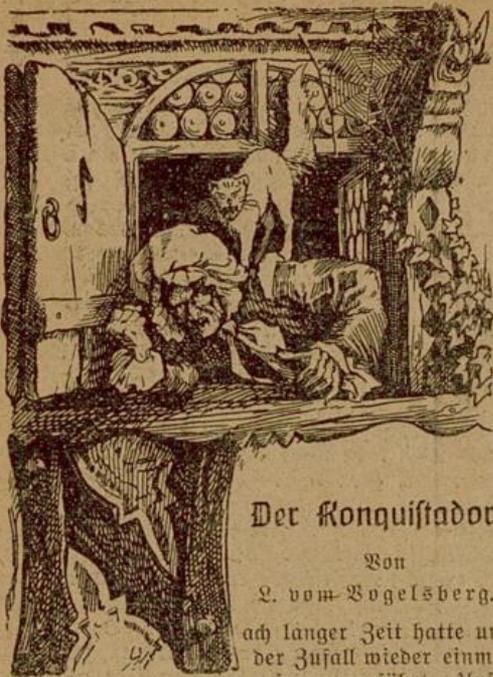
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Vogelsberg, Ludwig vom: Der Konquistador

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Der Konquistador.

Von

L. vom Vogelsberg.

schon langer Zeit hatte uns der Zufall wieder einmal zusammengeführt. Unser Gespräch war angelangt bei den mancherlei wunderlichen Dingen, die zwischen Himmel und Erde zu geschehen pflegen, und die Rede ging nur langsam vorwärts. Schon wiederholt hatte der alte Oberst den Faden verloren und schreckte bei meinen Fragen jedesmal wie aus tiefem Sinnen auf. Er mochte sich seines sonderbaren Wesens schließlich selbst bewußt werden und fragte plötzlich: „Glauben Sie, daß es Dinge gibt, bei denen man nicht mehr weiß, ob man der Wirklichkeit oder der Einbildung gegenübersteht?“

„Da müßte man schon den betreffenden Fall selbst kennen,“ meinte ich mit einigem Zweifel.

Der alte Herr versank wieder für kurze Zeit ins Brüten, dann aber hob er ebenso rasch wie vorherhin den Kopf und sagte entschlossen und bestimmt: „Damit kann ich Ihnen dienen.“

„Wie Sie wissen, habe ich den Siebziger Krieg mitgemacht und keineswegs knapp. Ich habe mich noch jahrelang hinterher gewundert, daß es bei meinen zwei Verwundungen geblieben war. Ich bin eine etwas nüchterne Natur, und meine Lebensauffassung war vielleicht hinterher noch etwas ernster geworden. Das mag auch der Grund sein, weshalb ich eine gewisse Leidenschaft für eine Betätigung auf Gebieten hatte, die außerhalb meines Soldatenberufes lagen. Insbesondere haben mich immer Charakterköpfe der Geschichte angezogen, einerlei, ob sie im welt-historischen oder lokalen Geschehen eine Rolle spielten. Ich ging ihren Spuren nach, suchte

ihr Leben, die Gründe für ihre Handlungen, kurzum ihren gesamten Charakter zu analysieren und ihn in Beziehung zu ihrer Zeit und Umgebung zu setzen.

Ich war daher keineswegs sehr erbaut, als ich nach Beendigung des Krieges in eine kleine Garnisonstadt als Hauptmann versetzt wurde. Gegen die kleinen Standorte hatte ich an und für sich gewiß nichts, aber gerade dieser Platz war mir reichlich unsympathisch. Es war ein Nest mit einer geistig wenig regsamen Bevölkerung, die in einer merkwürdigen Weise am Alten klebte und einem frischen Luftzug wenig zugänglich schien. Auch das Städtchen selbst war altertümlich und kurios genug; es mutete mich an wie ein Ueberbleibsel aus einer großen Kumpelkammer, das trotz alledem des Merkwürdigen wenig genug bot. Genug, ich hatte von allem Anfang an ein unbehagliches Gefühl, das ich bis zu meiner Versetzung nicht mehr los wurde.

Was ich am meisten vermied, das waren die alten Chroniken und Schwarten, die mir in den Bibliotheken der Residenz genugsam zu Gebote gestanden hatten und an Hand deren ich meinen Studien nachgehen konnte. Ich war also in den ersten Wochen recht mismutig und wußte manchmal nicht, wie ich meine Zeit totschlagen sollte. Die einzige Ablenkung, wenn man so will, bot mein Gegenüber. Stellen Sie sich aber darunter ja nicht etwa ein hübsches, heiteres Kind von achtzehn Lenzen vor. Im Gegenteil, es war eine alte Jungfer von der greulichsten Sorte. Ich bin gewiß der letzte, der die braven, alten einsamen Mädchen veripottet. Aber was mir hier vor Augen gesetzt war, entpuppte sich doch als der unerquicklichste Typus dieser Menschengattung.

Fräulein Mühlisen, so hieß sie, bewohnte ein Haus, das ganz ihrem Äußeren entsprach. Ich kann mir eine eingehende Schilderung dieses Gebäudes versagen: lesen Sie die Beschreibung des Hauses im „Zwerg Nase“, und Sie haben ein vollständiges Bild meiner Augenweide. Ich brauche nicht gern das Wort, aber ich kann mir nicht helfen: der Raften machte auf mich tatsächlich einen unheimlichen Eindruck.

Bewohnt wurde das ziemlich geräumige Haus einzig und allein von der alten Dame. Sie hauste im zweiten Stock. Ich habe niemals beobachtet, daß die dicken hölzernen Fensterläden im Erdgeschoß auch nur einmal geöffnet worden wären, ebensowenig verirrtten sich zu dem blinden Büchschreiben des ersten Stockwerks jemals Scheuertuch und Wasser. Wie die Einsiedlerin ihre Tage verbrachte, weiß ich ebensowenig. Man sprach auch nicht viel von ihr und dann nur mit einer Art bänglicher Scheu. Gewiß aber tat man ihr unrecht, wenn man ihr übernatürliche, den Mitmenschen feindselige Kräfte unterstellte. Solche Legenden mochten eben lediglich in dem wenig

angenehmen Äußeren der Alten ihren Grund haben.

Ihr Gesicht war denn auch wirklich abstoßend. Es zeigte stets ein Lächeln, aber ein Lächeln, das etwas so teuflisch Boshaftes hatte, daß man es wirklich kaum ohne eine Gänsehaut ansehen konnte. Die halbzugekniffenen Augen, das zitronenfarbige Gesicht taten ein übriges, um das Bild noch unerfreulicher zu machen. Allerdings konnte ich mich nach einiger Zeit des Verdachtes nicht erwehren, daß dieses unveränderliche Lächeln nicht etwa die Folge eines bössartigen Naturells, sondern eine Art Lähmung der Gesichtsmuskeln war. Genug, niemand wollte so recht heraus mit den Dingen, die sich um die Person des wunderlichen alten Fräuleins woben.

Das Thema Mülhsen wurde mir bald zu albern, als daß es mich auf die Dauer hätte fesseln können und ich zog deshalb vor, während meiner dienstfreien Stunden in der schönen Vorfrühlingssonne fleißig in der Umgebung des Städtchens spazieren zu reiten. Ich tat dies um so lieber, als die Bevölkerung der Dörfer sich wesentlich von der meiner Garnison unterschied. Es war dies ein kräftiger derber Menschenschlag von prächtigem Gliederbau und mit hellem Kopf, genau das Gegenteil der Kopfhänger und Geisterseher um mich herum. Insbesondere hatte ich mich mit dem Bürgermeister eines etwa eine Stunde von der Stadt gelegenen mittelgroßen Dorfes angefreundet, einem lehrfrischen, herzhaften Mann in mittleren Jahren. Er hatte als Landwehrmann den Feldzug mitgemacht, und so fanden sich bald genugsam gemeinschaftliche Berührungspunkte, um so mehr, als ich an dem gescheiten, kräftig zupackenden Menschen mehr und mehr Freude gewann.

Über dem Dorf lag auf steiler Anhöhe um eine kleine Kapelle herum, ein alter Friedhof, von dessen Höhe man eine überaus malerische Fernsicht weit in die Runde hatte. Meine Hoffnung aber, hier den einen oder anderen bemerkenswerten Grabstein zu finden, erwies sich als trügerisch; die ältesten reichten nicht über das erste Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hinaus.

Eines Tages sprach ich mit dem Bürgermeister über den Friedhof und gab meiner Verwunderung Ausdruck, daß er so wenig in dieser Beziehung höre, da die Kapelle doch zweifellos ein sehr hohes Alter habe. Mit eigentümlichem Lächeln und nicht ohne merkliche Zurückhaltung bestätigte er meine Auffassung. Aber erst nach wiederholten Fragen und immer noch offensichtlich widerwillig ging er auf mein Verhör ein.

„Man spricht nicht gern darüber, trotzdem die Geschichte schon lange her ist,“ meinte er und sah sich dabei um, als wollte er sich versichern, daß keine unberufenen Hörer in der Nähe seien.

Nun spitzte ich die Ohren, denn da schien Wasser auf meine Mühle zu sein. Und ganz allmählich ließ sich denn auch der Bürgermeister zu einem freieren Bekenntnis herbei.

„Ich weiß nicht, ob Sie's bemerkt haben; aber da oben auf dem Friedhof, ganz nach der andern Seite hin und nicht weit von der Mauer, ist eine wüste Stelle. Nicht gerade, daß dort überhaupt nichts wüchse, aber man sieht nur eine schlechte Grasnarbe, wie verbrannt, und Blumen oder Bäume gedeihen dort überhaupt nicht. Da soll der Konquistador begraben liegen.“

„Wer?“ Mit allen meinen Sinnen war ich jetzt bei der Sache, was ja auch wohl schon durch den romantisch klingenden Namen berechtigt war.

„Der Konquistador, oder Konquistier, wie man hier herum sagt,“ wiederholte der Schulze. „Genaues weiß man nicht über ihn und keiner wird Ihnen auch gern Rede stehen darüber; ich weiß selbst nicht warum.“ Aber dann fuhr er, als schäme er sich auf einmal seiner furchtsamen Anwendung, freimütiger fort. „Aber das sind ja nun alte Geschichten und es kann ja keiner etwas dagegen haben, wenn ich Ihnen sage, was man sich über den Konquistier erzählt. Das meiste muß man sich freilich zusammenreimen. Er hieß Hyrtan Mülhstein und soll von hier gestammt haben. Als Landsknecht geriet er in spanische Dienste und kam dann mit den Spaniern nach Amerika, was bald nach der Entdeckung gewesen sein muß. Lange Jahre muß er sich dort herumgetrieben haben, bis er eines Tages hier wieder auftauchte mit viel Geld im Sack und dem Namen Konquistador. So sollen ja die Kerle geheißt haben, die damals in das neuentdeckte Land gingen. Hier im Ort hat er sich dann ein Haus gekauft oder gebaut und ein Leben geführt wie eine Wildsau. Ob's aus boshafter Natur geschah oder weil er's drüben so gelernt hatte, wer kann das heut' noch wissen. Jedenfalls hat er's ärger getrieben wie ein Schnapphahn und alles hat ihm zu Willen sein müssen. Wer parierte, dem schmiß er das Geld mit vollen Händen zu, wer Widerpart hielt, den holte der Böse in Gestalt des Hyrtan Mülhstein selber. Ob sie nach den Gerichten schrien oder nicht, das blieb sich gleich; die Zeiten waren nicht danach, daß man viel Gerechtigkeit hätte erwarten können. Genug, der Mülhstein ruhte wie ein wirklicher Mülhstein auf dem Land und Flüche und Verwünschungen gab's tagaus, tagein mehr wie Brombeeren. Dabei war er noch nicht einmal getraut wie ein Christenmensch, sondern hielt es gleich mit einem halben Duzend zusammen, die er sich aus den Häusern griff, wie es ihm gerade paßte. Endlich, nachdem das Maß schon ein paarmal übergelaufen war, holte ihn der Leibhaftige zu sich. Und wunderbar genug war's. Er ging wieder einmal nach seiner Art auf die

Freite zwischen Nacht und Tag. Aber als er in der Stube stand und hinterläs nach der Weibsperson sah, griff die im ersten Schreck nach einem Küchenmesser und stieß es ihm in den Hals. Das mochte vielleicht wider Willen geschehen sein und es heißt, daß er so mörderisch gestocht habe, wie noch nie, als er sah, daß es eine alte Bettel war, die hier dem Teufel hilfreiche Hand geleistet hatte. Der Konquistador hatte sich eben in der Dunkelheit zu einem falschen Griff verleiten lassen. Drei Tage lang wand er sich noch herum, redete krauses Zeug und schrieb auch wohl einiges dazwischen, von dem man nicht weiß, wo es hingekommen ist. Am vierten Tag nach dem Stich begruben sie ihn auf dem Pestplatz, da, wo die wüste Stelle ist, und dabei soll es arg furios zugegangen sein."

Der Bürgermeister hatte gegen das Ende hin immer schneller und leiser gesprochen. Als ich ihn jetzt bat, mir noch etwas über das sonderbare Begräbnis zu sagen, lehnte er es rundweg ab. Ein andermal vielleicht, Herr Hauptmann. Man soll nicht zu viel von derlei Dingen reden. Ich bin nicht abergläubisch, aber . . . Eins kann ich Ihnen schließlich noch sagen: in der Schrift, die niemand gefunden hat, soll gestanden haben, daß er keine Ruhe im Grab fände, bis der letzte seines Namens gestorben wär. Nun, ich glaub, die Ruh hat er jetzt, denn mir ist nicht bewußt, daß noch einer seiner Sorte lebte."

In tiefen Gedanken ritt ich heim. Die trotz ihrer Kürze inhaltsreiche Schilderung hatte mich mehr in Anspruch genommen, als ich zugeben wollte. Und dann: ein solches Motiv für meine Studien boten mir selbst die düstern Chroniken nicht. Ein Konquistador oder wenigstens einer ihrer Begleiter in diesem weltvergessenen Winkel! Möchten die Jahrhunderte auch ihren unkontrollierbaren Legendentreis um die Geschehnisse geflochten haben, ein Kern war doch zweifellos vorhanden. Jedenfalls beschloß ich, mich der Sache mit besonderem Eifer zu widmen.

Allein, die nächsten Wochen waren von anderen

Dingen in Anspruch genommen. Der politische Horizont war wieder einmal umwölkt, und man traf gewisse Vorbereitungen, die sich auch in unserer Garnison durch verschärften Dienst auswirkten. Erst gegen die Sommermitte hin trat eine Entspannung ein und ich konnte wieder zu meinem Konquistador zurückkehren. Nunmehr scheute ich keine Mühe, um etwas urkundliches Material zusammenzutragen, sei es auch dürftiger Art. Aber nichts, rein gar nichts ließ sich auffinden. Hier und da hörte ich mündlich das

eine oder andere Neue; das meiste aber war so legendär, daß es kaum einer Aufmerksamkeit wert war.

Während dieser Zeit hatte ich auch kaum Muße gefunden, meiner unerfreulichen Nachbarin ab und zu einen Blick zu schenken. Als ich dies nun wieder einmal in etwas eingehenderer Weise — allerdings mehr zufällig als absichtlich gewollt — tat, erschrak ich ordentlich. Das boshafte Grinsen schien noch vervielfacht und der stehende, schillernde Blick, der mich quer über die enge Gasse aus den halbbedeckten Augen traf, hätte manchen das Gruseln



Sie stieß ihm ein Küchenmesser in den Hals.

lehren können. Nun, ich war von diesem Gefühl erheblich entfernt, nahm mir aber vor, den Anblick künftighin nach Möglichkeit zu vermeiden. Dabei konnte ich mich allerdings des Gefühls nicht enthalten, als ob mich die Alte seit einiger Zeit mit besonderer Aufmerksamkeit mustere. Und mir schien — die Phantasie läßt sich ja in solchen Fällen nur allzu gern Ellenbogenfreiheit — als ob trotz aller Boshaftigkeit eine Art lauernder Angst diese verkniffenen Mundwinkel umlagere.

Nachdem alle meine Orientierungsversuche vergeblich gewesen waren, beschloß ich, wieder einmal zu meinem bürgermeisterlichen Freund hinüberzureiten, in der Hoffnung, daß er sich diesmal gesprächiger erweisen würde. Es war ein glühend heißer Julitag, so daß ich beschloß, das Pferd im Stall zu lassen, und lieber zu Fuß zu gehen, da ja eine Apfelbaumallee wenigstens

eine Strecke weit ausreichenden Schatten bot. Als ich durch das Tor des Städtchens ins Freie schritt, schlug es gerade mit rostigen Schlägen vom Kirchturm halb zwölf.

Trotzdem eine Hitze wie im Backofen herrschte, empfand ich sie kaum. Meine Gedanken waren zu rege und ich sann darüber nach, was das wohl für „kuriose“ Dinge gewesen sein möchten, die sich beim Begräbnis des Konquistadors zugetragen hatten.

Gerade als ich die schattenpendende Baumallee verließ, schlug die Mittagsstunde. Wohl von einem Dorfkirchturm; denn der heisere Klang war mir fremd. Er hörte sich an, als käme er von einer gesprungenen Glode. Einen Augenblick verhielt ich den Fuß; vor mir glotzte die Luft wie in einem Hochofen und ich zögerte unwillkürlich, mich ihr auszusetzen. Etwa fünfzig Schritte vor mir machte die Landstraße eine scharfe Wendung, so daß der hohe, rechtsseitige Wegrand sie verdeckte. Von da bis zum Dorf mochte es noch etwa eine Viertelstunde sein. Kurz entschlossen schritt ich fürbass und erreichte auch bald nach manchem wohlgemeinten Schweißtropfen die Krümmung. Tiefe Stille herrschte über dem Land. Es war die geheimnisvolle Stunde des großen Pan und mir wollte scheinen, als verhielten selbst die Insekten ihr Gezirpe und Gebrumm.

Da war die Krümmung und ich wußte, daß hinter ihr der Weg ziemlich stark bergan stieg, um schließlich, nachdem er das Dorf durchzogen, auf dem schon erwähnten hochgelegenen Friedhof zu enden. Kaum aber hatte ich die Kurve umgangen, als mein Fuß wie angeheftet am Boden wurzelte. Vielleicht hundert Meter vor mir bewegte sich ein ansehnlicher Leichenzug dahin. Das wäre nun allerdings an sich nichts Besonderes gewesen, zumal mir gesagt worden war, daß die bäuerliche Bevölkerung der Gegend noch manchen altertümlichen Brauch bewahrt habe. Jedenfalls mutete mich das Bild äußerst fremdartig an. Ich schätzte etwa hundert Leute, die bald prozessionsartig, bald in regellosem Haufen hinter einer Bahre oder dergleichen hergingen. Die grelle Mittagssonne gab dem häßlichen, tiefen Schwarz ihrer Kleidung einen eigentümlichen stumpfen Glanz, der sich in dem hellen Licht doppelt garstig ausnahm. Vor allem auffällig aber war die Tracht, die sie trugen. Ob man sie wohl überhaupt als Tracht bezeichnen konnte? Sie schien mir zeitlos zu sein. Die Frauen waren mit Kleidern angezogen, wie man sie in modisch ausgeprägter Form wohl zur Zeit der Stuarts getragen haben mochte, während die Männergewandung an die bürgerliche Tracht zu Ende des 17. Jahrhunderts erinnerte, so daß wohl von einem Anachronismus in der Kleidung beider Geschlechter zu reden gewesen wäre.

Sobald sich der Zug zur Prozession zusammenschloß, schienen die Wasser in diesem Schweigen

dahinzuschreiten. Tief er aber plötzlich wie schnell rinnende Wassertropfen auseinander, so sah ich die Leidtragenden überaus heftige Bewegungen, wilde Gestikulationen ausführen, die sich nicht selten, wie ich mit Staunen und Schrecken bemerkte, zu Steinwürfen nach dem bahrenähnlichen Etwas an der Spitze des Zuges verdichteten. Dann lief auch die ganze Gesellschaft förmlich im Galopp dahin. Was mich aber am meisten wunderte, war der Umstand, daß auch nicht der leiseste Laut zu mir herüberdrang, obwohl, nach allem zu schließen, der Lärm dort ziemlich erheblich sein mußte und der Wind, wenn auch kaum merklich, mir entgegenwehte. Deutlich sah ich die Staubwolken aufwirbeln und sich wieder senken.

Ich gestehe offen, daß das ganze Bild ein lebhaftes Unbehagen in mir auslöste. Selbst wenn ich hier einen ortsüblichen Brauch vor mir hatte, erschien er mir mehr als seltsam. Um so mehr als nun kein Zweifel mehr war, daß man vorn eine mit schwarzem Tuch bedeckte Leiche auf einer Bahre trug, gegen die die Steinwürfe zeitweise hagelten. Mit einem aus Grauen und Empörung gemischten Gefühl beschleunigte ich meine Schritte, um dem Zug näherzukommen, mußte aber bald einsehen, daß dies ganz unmöglich war. Denn obwohl dieser keineswegs schneller als seither zuschritt, verringerte sich die Entfernung zwischen uns nicht im geringsten. Schließlich sah ich ihn hinter der zweiten Wegkrümmung verschwinden, an die sich unmittelbar das Dorf angeschlossen.

Körperlich stark erschöpft und auch seelisch etwas niedergedrückt, langte ich im Hause des Bürgermeisters an. Die Familie hielt gerade Mittagsrast und der freundliche Mann führte mich sogleich in seine kühle gute Stube, um mich dort Erfrischungen vorzusetzen. Kaum aber hatte ich meinen trockenen Gaumen mit einem Schluck erlabt, als ich auch schon dem Bürgermeister mit ziemlich heftigen Worten den empörenden Vorgang schilderte, dessen Zeuge ich eben gewesen war. Maßlos verwundert hörte mir der Mann zu.

„Sie müssen sich getäuscht haben, Herr Hauptmann,“ meinte er endlich kopfschüttelnd, seit vier Wochen ist hier niemand gestorben und deshalb kann auch kein Leichenzug hier vorbeigekommen sein.“ Nachdenklich strich er den Vollbart. „Haben Sie sich einmal das alte Bild drüben in der Kirche angesehen? Die Tracht dort könnte mit der stimmen, die Sie gesehen zu haben glauben.“

Ich konnte mit gutem Gewissen verneinen, denn ich war bislang nie in der Kirche gewesen. Der Bürgermeister aber schien dem ganzen Vorgang eine mehr komische Bedeutung beizulegen. „Die Hitze, Herr Hauptmann, die brütet das aus. Ist mir auch schon ähnlich gegangen. Oder

haben Sie vielleicht gerade an das Begräbnis vom Konquistador gedacht?"

Diese Vermutung hatte nun allerdings etwas für sich; denn ganz unwillkürlich hatten sich meine Gedanken auf dem Wege durch die Allee mit diesem Gegenstand beschäftigt. Ebenso bestimmt aber wußte ich auch, daß sich meine Vorstellung in ganz anderen Bildern bewegt hatte, als dem, das sich mir in Gestalt des Leichenzuges bot. Genug, ob Halluzination oder nicht, die Frage blieb zunächst ungeklärt und ich erhob mich. Am den Mund des Bürgermeisters lag immer noch der wohlwollende Spott. „Denken Sie nicht etwa, daß ich Sie zum Besten haben will, Herr Hauptmann,“ meinte er, „aber ich will Ihnen noch eins aus meiner Erinnerung verraten: früher sollen die Leichenzüge auf dem Weg nach dem Friedhof vor einem großen Kreuzifix halt gemacht haben. Sie sehen den Sotfel noch gleich links im Dorf, da, wo der Weg scharf nach dem Totenhof ansteigt.“



Ich sah die Leidtragenden wilde Gesticulationen ausführen.

Mehr meinem Gefühl als dem eigenen Willen folgend, nahm ich diesen Rat auf und folgte dem bezeichneter Weg, während der Bürgermeister kopfschüttelnd zu Hause blieb. Der arg demolierte Sockelstein, der noch die Höhlung erkennen ließ, in der der Kreuzifixus früher stand, bot nichts Auffälliges. Dagegen wollte es mir scheinen — oder war es auch nur eine Einbildung meiner nun doch etwas erregten Sinne — als ob an der Stelle ein deutlich spürbarer Dunst lagerte, der mir wie eine Mischung von Moder und einem unbestimmten essenzartigen Etwas in die Nase stieg, so, wie er aus alten Truhen kommt, die seit Menschenaltern nicht geöffnet sind.

Kurz entschlossen schritt ich die menschenleere Dorfgasse hinauf. Lautlos lag der Friedhof im Sonnenglast und nur das verrostete eiserne Tor drehte sich mit leisem Quietschen, als ich eintrat und um die Kapelle herumschritt.

Der Feldzug hat, wie gesagt, das seinige getan, daß ich das Grufeln mir abgewöhnte. Aber in diesem Augenblick hatte ich das deutliche Gefühl, daß mein Haar sich bestrebe, senkrecht sich aufzustellen. Vor mir lag still im Sonnenglast der sanft nach Norden sich senkende Friedhof. Wenn auch etwas verwildert, wie so viele

bäuerliche Totenäcker, machte er doch keinen unvorteilhaften Eindruck. Mächtige Bäume standen mehrfach durch ihn zerstreut, meist dicht umwuchert von mächtigen Buschmassen und hohen blühenden Stauden. Hier und da glichen sie angenehm das Auge erfreuenden lichten Bostetts, während sie anderwärts so eng und dumpfig mit

Lebensbäumen ineinander verflochten waren, daß sie so recht typisch und unerfreulich den abstoßenden Totenhofcharakter herausbrachten. Unten aber, fast an der Mauer, lag eine Rasenfläche von der Größe eines mäßigen Saales, die völlig frei war von jeglichem Buschwerk. Das Gras, das auf ihr wuchs, sah aus, als ob es vorzeitig verwelkt oder mit heißem Wasser übergossen worden wäre. Auf dieser kahlen Fläche aber stand die Trauergesellschaft, die vorhin vor mir auf der Straße hergezogen war . . .

Gewöhnt, in den schlimmsten Lagen Herr meiner Nerven zu bleiben, gelang es mir auch diesmal bald. Ich erkannte, daß die Leute ein Grab umstanden. Den Toten schien man bereits der Erde übergeben zu haben, denn die leere Bahre mit dem schwarzen Tuch stand zur Seite. Die Leute bildeten einen weiten Halbkreis, dergestalt, daß sie mir sämtlich den Rücken zuehrten. Vor ihnen und ihnen ebenfalls den Rücken zuwendend stand ein Mann von unglaublicher Magereit und Gliederlänge, der vielleicht die Funktionen eines Geistlichen ausübte, wengleich seine Tracht nicht dazu paßte. Er trug ein braunes Gewand, das aussah, als ob es schon Jahr-

hundert hindurch in der Erde gelegen hätte. Außerdem schien es weltlicher Art zu sein. Späterhin konnte ich mich allerdings der Überzeugung nicht erwehren, daß ich in dem Mann einen Scharfrichter oder doch mindestens einen Gaukler zu sehen hatte.

Der Lange schien eine Rede zu halten, wie ich aus seinen heftigen Bewegungen, die alle gegen das offene Grab hin gerichtet waren, entnahm. Die schwarzen Leute um ihn herum standen wie die Bildsäulen, ab und zu aber fuhr plötzlich eine Art heftiger Erregung in sie und sie schienen sich wie in konvulsivischem Gelächter zu krümmen und zu wenden. Gerade diese Zwischenspiele machten einen wirklich grauenhaften Eindruck.

So beklemmend das Bild war, so verspürte ich doch den heftigen Drang, mich vorwärts zu bewegen, unter die seltsamen Leidtragenden zu treten und den Grund ihrer krampfhaften Lustigkeit zu erfahren. Denn obwohl der Abstand keineswegs groß war, hörte ich doch nicht den leisesten Laut. Was mich aber noch mehr zum Näherreten veranlaßte, war doch der Umstand, daß ich keins der Gesichter zu erkennen vermochte. Wochte die schwüle Luft auch zittern, so sah ich doch alles übrige genau. Die ohnehin durch die eigenartige Kopfbedeckung recht gut verborgenen Gesichter aber kennzeichneten sich stets, ich mochte so angestrengt schauen, wie ich wollte, als ganz unbestimmter, kleiner und nebelgrauer Fleck.

Langsam bewegte ich mich durch die Lüden des Gebüsches auf einen großen, halbdürren Baum zu, der am Rande der öden Grasfläche stand. Es gewährte mir dabei eine gewisse Beruhigung, als ich durch eine zufällige Bewegung mich vergewisserte, daß ich einen kleinen Taschenrevolver bei mir trug.

Die Trauergesellschaft — oder soll ich sagen: das Auditorium, das eben wieder durch eine lautlose Nachsalve erschüttert schien — kimmerte sich nicht im geringsten um mein Näherkommen. Plötzlich aber ging es wie eine Wallung durch die Gesellschaft. Alles hücte sich zu Boden und schleuderte mit wilden Gebärden Steine, Holzstücke und Grassballen in das Grab. Dann herrschte ebenso plötzlich wieder Stille und der Lange warf Arme und Beine weiter in der Luft herum.

So kam ich unangefochten bis unter den Baum. Aber merkwürdigerweise konnte ich hier um keinen Deut mehr wahrnehmen als von meinem früheren Beobachtungsposten aus. Das erschien mir so merkwürdig, daß ich beschloß, ohne weiteres bis an das Grab heranzutreten und mir Gewißheit zu verschaffen. Aber kaum hatte ich den Fuß gehoben, als sich plötzlich ein großer, schmaler Mann von den mir zunächst Stehenden loslöste, einen Schritt seitwärts trat, ohne je-

doch seine Körperhaltung nur im geringsten zu verändern und mir so mit dem Rücken gewissermaßen den Zutritt sperrte. Das einfachste wäre nun wohl gewesen, den Störer beiseite zu schieben oder an ihm vorbeizugehen. Aber sonderbar — obwohl der Mann mit den Rücken zuehrte, hatte die Situation etwas so Unheimliches, lag in der kurzen Bewegung, die mir noch nicht einmal das Gesicht meines Gegners zu erkennen gab, etwas so beklemmend Bedrohliches, daß ich ohne weiteres stehen blieb, wo ich stand. Gleichzeitig machte sich wiederum jener Moderduft spürbar und zwar in einer solchen Stärke, daß er mich geradezu mit einem würgenden Ekel überfiel. Was jetzt folgte, steht mir noch unzweifelhaft klar vor Augen: die schwarze Schar schien wieder zu Bildsäulen erstarrt, auch der Gaukler zeigte keinerlei Bewegung; alle diese Nebelgesichter waren offenbar mit äußerster Spannung auf das offene Grab gerichtet. Und aus dieser Öffnung tauchte nun etwas auf, etwas, das sich bewegte, eine Hand, ein Fuß oder dergleichen, jedenfalls der Teil eines menschlichen Körpers. Das war mir nun doch zu toll; mit einem Griff die Schußwaffe herausreichend, bog ich den Oberkörper vor, um meinen geheimen Feind im ersten Anlauf über den Haufen zu rennen — da hörte ich hinter mir ein Ächzen, spürte einen heftigen Schlag gegen den Kopf und stürzte bewußtlos zusammen.

Nach meiner Feststellung kann ich nur etwa fünf Minuten in meiner Ohnmacht gelegen haben. Denn als ich erwachte, befand ich mich langgestreckt unter dem halbdürren Baum, unter dem ich vorhin gestanden hatte und neben mir lag ein schenkelbreiter Ast, der sich von dem Baume gelöst und mir den Schlag verabsolgt haben mußte. Die Sache schien so schlimm nicht zu sein, denn ein Griff nach dem Hinterkopf stellte lediglich einige Hautabschürfungen fest, die einige Blutstropfen gekostet hatten. Vor mir aber lag kahl und verbrannt und menschenleer der Pestacker . . .

Tagelang trug ich die Geschichte mit mir herum. Wem hätte ich sie auch erzählen sollen? Dann trieb es mich aber doch zu meinem bürgermeisterlichen Freund. Auch diesmal nahm er die Erzählung sehr skeptisch auf. „Ich will ja nicht leugnen, daß Ihnen etwas Wunderliches passiert sein mag,“ meinte er, „das Schlimmste wäre aber, wenn Sie sich die Geschichte in den Kopf setzten. Ich hab’ da nun eine Idee, die Ihnen vielleicht zu paß kommt. Wie Sie wissen, hab’ ich Bazailles mitgemacht und darum geh ich nicht um die Dinge herum, sondern rüd ihnen auf den Leib. Nun hat mir mein Großvater wiederholt erzählt, er wisse von seinem eigenen Großvater, daß dieser noch den Stein, unter dem der Konquistador ruht, gesehen habe. Es sei ein schnurrig Ding gewesen. Im Lauf der Jahre

aber sei dieser Stein immer tiefer in die Erde gesunken und kein Mensch habe ihn gehalten, denn der Pestader gilt ja als so eine Art verfehlmter Platz. Erde legte sich über den Stein und über diese wieder Gras, genau so verbrannt, wie ringsum. Und da mein' ich nun, man sollt sich nicht lang mit Grillen plagen, sondern einmal nach dem Konquistadorstein graben. Dazu müßte man freilich erst den Pfarrer fragen; aber der wird schon nichts dagegen haben. Und im übrigen wollen wir die Geschichte für uns behalten und keinem Menschen etwas davon erzählen."

Der helle Bauer traf den Nagel auf den Kopf, und ich schämte mich eigentlich ein wenig, daß ich nicht schon längst selbst auf die Idee gekommen war. Den Pfarrer kannte ich bisher noch nicht und wußte daher auch nicht, wie er sich zu der Sache stellen würde. Jedenfalls war einige Vorsicht geboten.

Mein Pferd ließ ich im Stalle des Bürgermeisters stehen und begab mich sogleich nach dem Pfarrhof, damit die Sache ja nicht erst kalt würde. Mein Besuch wurde sogleich angenommen und ich fand einen alten Herrn von der abgeklärten, ein wenig humorvollen Art, wie man sie nicht selten unter den Landgeistlichen trifft. Als ich ihm mein Anliegen vorbrachte, lächelte er wohlwollend dazu. Von meinen Halluzinationen oder wie man sie sonst nennen mag, und der tieferen Absicht meines Planes erwähnte ich natürlich nichts.

"Der Konquistador," schmunzelte der alte Herr, „er will und will nicht zur Ruhe kommen. Und damit er Sie nicht auch kriegt, wollen Sie ihn kriegen. Schön. Nur tun Sie's möglichst im Geheimen, sonst wird mir hier die ganze Gesellschaft wieder rebellisch. Die ungefähre Stelle des Grabes ist ja nicht schwer zu finden und mein Gewissen sehe ich durch die Erteilung der Erlaubnis nicht belastet, da es sich ja um eine historische Nachgrabung handelt, sozusagen."

Wir redeten noch einiges hin und wieder und der Pfarrer bestätigte mir auch die umlaufende Legende, daß der Konquistador erst Ruhe im Grabe fände, wenn das letzte Blut seines Stam-

mes von der Erde verschwunden sei. Dabei lächelte der alte Herr wiederum verständnisvoll. „Ich glaube, da wird er noch eine Weile wandern müssen, denn wenn nur die Hälfte von dem stimmt, was man sich über seinen Lebenswandel erzählt, dann muß die Zahl seiner Nachkommen nicht klein gewesen sein. Haben Sie übrigens schon das Bild im Chor unserer Kirche gesehen, das angeblich sein Begräbnis darstellt?"

Da ich verneinen mußte, so begaben wir uns durch den Pfarrgarten nach der Kirche hinüber. Diese bot in ihrer kalvinistischen Kahlheit nichts Bemerkenswerthes und auch das angebliche Bild enttäuschte mich zunächst. Es war eine Holztafel, deren Malerei fast völlig zerstört war. Erst nachdem wir sie ein wenig mehr ans Licht geschoben hatten, vermochte ich, aus der blätternen Farbe einen gewissen Zusammenhang herauszufinden. Allerdings hätte man ebensogut behaupten können, das Ganze stelle eine Hochzeit dar. Nach einer Weile aber nahmen einzelne Stüde festere Gestalt an und nicht ohne einige



Die schwarze Schar schien wieder zu Bildsäulen erstarrt, auch der Gaufler zeigt keinerlei Bewegung.

Bestürzung erkannte ich, daß die hier wiedergegebene Tracht ganz derjenigen glich, die ich auf der Landstraße und auf dem Pestader wahrgenommen hatte. Wieder und wieder sah ich hin, es war kein Zweifel, die Übereinstimmung war da . . .

Der Pfarrer mochte mein langes Verweilen

wohl mehr für eine Höflichkeit seiner Bemühung gegenüber halten. Endlich aber wandte er sich doch zum Gehen. Wir traten wieder aus der Kirche und ich machte Miene, mich am Portal zu verabschieden. Da fing er noch einmal von der Sache an, offensichtlich nicht ohne einiges Widerstreben.

„Es wird eigentlich schon genug Unsinn über den alten Herrn geredet, Herr Hauptmann,“ meinte er, „aber da Sie der Sache ja offenbar durchaus nüchtern gegenüberstehen, will ich auch noch einen Beitrag dazu stiften. In einem meiner Kirchenbücher findet sich nämlich ein Eintrag, der den Mühlstein zum Gegenstand hat. Ich muß aber ausdrücklich bemerken, daß er rund hundert Jahre nach seinem Tode niedergeschrieben ist und deshalb auch nur sehr bedingten Anspruch auf Glaubwürdigkeit hat. Danach sollen die Angehörigen derjenigen weiblichen Personen, die sich seiner Gunst oder besser seiner Ungunst erfreuten, ihm bei seiner Bestattung eine in ihrer Art gräßliche Ovation bereitet haben. Der Tote soll mit Steinen, Stöcken und dergleichen gräßlich mißhandelt worden sein. Und damit auch das gruselige Moment nicht fehle, will die Chronika wissen, daß der Tote im offenen Grabe noch einmal zum Leben erwacht sei und Miene gemacht habe, unter seine Peiniger zu fahren. Diese sollen zur Strafe für ihr verruchtes Tun den Konquistador alljährlich neu zur Erde bestatten müssen, unter den gleichen Greueltaten natürlich, und das soll so lange dauern, bis eben der letzte Mühlsteinproß zur ewigen Ruhe eingegangen ist.“

Er reichte mir die Hand zum Abschied. „Schade, daß der alte Klüver nicht mehr lebt; der hat mir hoch und heilig versichert, daß er selbst Zeuge dieser Bestattung gewesen sei.“

Beinahe hätte ich dem Pfarrer in diesem Augenblick selbst ein Geständnis gemacht. Im letzten Augenblick nahm ich mich jedoch zusammen — die Rolle als „Spöckenliefer“ war mir doch zu lächerlich. Und so fragte ich nur: „Der wunderliche Konquistador soll doch auch Aufzeichnungen hinterlassen haben?“

Der Pfarrer nickte. „Ja, so sagt man. Aber kein Mensch weiß, wo sie hingekommen sind. Vielleicht sind sie auch nur ein Phantasierzeugnis. Jedenfalls wünsche ich Ihnen guten Erfolg.“

Auf dem kurzen Weg zum Hause des Bürgermeisters war mein Entschluß gefaßt, und dieser billigte ihn durchaus, als er ihn hörte. „So ist's recht, Herr Hauptmann, und ich bin ganz dabei.“

Nach halbstündigem Verhandeln hatten wir verabredet, daß wir beide am übernächsten Tag versuchen wollten, den Stein des Konquistadors zu heben. Da auch der Bürgermeister mit Recht Aufsehen fürchtete, so wurde beschlossen, daß die

Aufdeckung in der Mittagsstunde vor sich gehen sollte; um diese Zeit sei man vor dem Besuch Unberufener durchaus sicher und außerdem werde er das Friedhofstor abschließen.

Auf dem Heimweg spürte ich so recht, wie sich mein Gemüt mehr und mehr beruhigte. Einmal mußte ich sogar lächeln, wenn ich bedachte, wie nebensächlich an und für sich die ganze Sache eigentlich war. Aber die Begleitumstände waren doch so merkwürdig, daß sie ein tieferes Interesse rechtfertigten, und nun ich klaren Weg vor mir sah, waren alle Strupel dahin.

Aber noch ein unliebsames Ereignis schob sich dazwischen: als ich nämlich am andern Morgen vor meinem Ausgang zum Dienst für einen Augenblick aus dem Fenster sah, erschien an dem ihrigen wie hingeschneit plötzlich die unerfreuliche Gestalt des Fräulein Mühlstein und schleuderte mir gewissermaßen mit der zur Faust gehaltenen Hand eine Gebärde voll so satanischer Bosheit und Wut entgegen, daß ich förmlich erschreckt zurückfuhr und rasch das Fenster schloß. Das unerquickliche Bild ließ mich den ganzen Tag über kaum los.

Am festgesetzten Tage fand ich mich in dem Dorfe ein. Um möglichst jedes Aufsehen hintanzuhalten, hatten wir verabredet, daß sich der Bürgermeister einstweilen an Ort und Stelle begeben sollte, woselbst ich ihn treffen wollte. Ich fand ihn denn auch unter einem Gebüsch am Bestatter sitzend, in Hemdsärmeln, und in aller Gemütsruhe seine kurze Pfeife rauchend. Nach ein paar kurzen Worten der Begrüßung ging er noch einmal zum Friedhofstor, um eine Kette um die Gitterstäbe zu legen und sie mit einem Vorhängeschloß abzuschließen. Während der kurzen Zeit seiner Abwesenheit aber hatte ich wieder jenes seltsam unbehagliche Gefühl, wie wenige Tage vorher. Ich hatte den Eindruck, als ob ich von einer Menge unsichtbarer Gestalten umgeben sei, deren Wohlwollen mir keineswegs unzweifelhaft schien. Ein Seitenblick überzeugte mich, daß der dürre Ast, dem ich meine kurze Ohnmacht verdankte, verschwunden war. Das konnte freilich mit sehr natürlichen Dingen zugegangen sein. Jedenfalls aber wurde mein Mißbehagen in dieser Umgebung in kürzester Frist so überwältigend, daß ich beschloß, dem Bürgermeister entgegenzugehen. Doch der tauchte im gleichen Augenblick mit der ruhigsten Miene von der Welt um die Ecke der Kapelle auf.

„So, Herr Hauptmann,“ sagte er munter und durchaus frei von jeder Bangnis, „jezt wollen wir sehen, was mit dem Konquistador los ist. Zunächst nehmen wir mal jeder die Spitzhade. Kommt's Ihnen auf die Dauer sauer an, dann werd' ich schon allein fertig. Jedenfalls wollen wir vorsichtig hantieren, denn der Stein kann trotz alledem nicht zu tief liegen.“

Der Tag war heiß, wenn auch nicht drückend. Wir hatten bis auf Hemd und Hose alles abgelegt und begannen nun vorsichtig mit dem Loshauen des Erdreiches. Ich habe wohl gerade keine gute Rolle dabei gespielt, denn dem Bürgermeister ging die Arbeit wie der Wind vonstatten, und als er meinen guten Willen, aber auch mein mangelndes Können sah, meinte er lachend: „Zum Erdarbeiter haben Sie kein Geschick, Herr Hauptmann, nehmen Sie nur ruhig die Schippe und räumen Sie das Zeug da weg, das ist ebenjogut.“

Eine reichliche Stunde mochte schon hingegangen sein, ohne daß wir mehr gefunden hätten als das schwarze mulmige Erdreich. Endlich hielt der Bürgermeister kopfschüttelnd inne, klopfte die Pfeife aus und füllte sie neu. „Das ist ja merkwürdig. Das Loch ist doch schon ganz anständig, der alte Konquistador wird doch nicht gar bis zum Südpol durchgerutscht sein.“

Mit neuem Eifer nahm er die Arbeit wieder auf, aber schon nach fünf Minuten ließ die Hade einen leise knirschenden Ton hören.

„Aha!“ Der Bürgermeister war auf einmal wie elektrifiziert. „Jetzt kommt er! Geben Sie die Schippe her, Herr Hauptmann.“

Meine Erregung war nun aufs Höchste gestiegen; um mich einigermaßen zu beruhigen, zündete ich mir eine Zigarre an und sah der eifrigen Arbeit des kräftigen Mannes mit höchster Aufmerksamkeit zu. In immer rascherer Folge warf die Schippe die dunkle Erde heraus, immer häufiger ließ sich der knirschende Ton hören. Bis auf einmal die Umrisse einer Steinplatte auftauchten, die sich zunächst in nichts von der üblichen Epitaphienform unterschied. Endlich lag sie frei und der Bürgermeister sprang aus der wohl einen halben Meter tiefen Grube, sich den strömenden Schweiß mit dem Hemdärmel aus dem Gesicht wischend.

„Da liegt er!“ sagte er tiefatmend. „Und Schrift ist auch drauf, aber die ist voll Dreck.“

Mit einem kräftigen Ruck hatte er einen starken Zweig sparrigen Gestrüchs abgebrochen und machte sich nun energisch daran, die Platte reinzulegen. Das gelang letzten Endes besser als wir dachten, aber wir erlebten dennoch eine Enttäuschung. Denn die Platte zeigte keineswegs eine ausführliche Inschrift. Nur im oberen Drittel ließen sich einige Reihen in ziemlich gut erhaltener Antiqua entdecken, die ich mit Mühe und Not entzifferte. Sie lauteten:

„Under diesem Grabstein ruhet ein Mühlstein,
Der ein löset den andern aus Erdenpein,
Wenn der Tag wird kommen sein.“

Betroffen sah mich der Bürgermeister an, als ich ihm den Text halblaut vorlas. Er schien nun auch ein wenig unsicher zu werden, aber das ging bei seiner herzhaften Natur rasch vorüber.

„Das ist zweifellos der Konquistador,“ philosophierte er, aber der Bers da geht über meinen Verstand. Was meinen Sie, Herr Hauptmann?“

Nun, mein Verstand reichte zunächst auch nicht aus. Klar war mir nur vom ersten Augenblick an, daß zwischen dieser Inschrift und der Sage im Dorf eine enge Beziehung bestehen mußte. Mit andern Worten: der Konquistador wollte ausdrücken, daß er erst die Ruhe fände, wenn der letzte seines Blutes aus dieser Welt verschwunden sei. Ganz zweifellos aber erschien mir, daß das Epitaph von dem Verstorbenen selbst schon zu dessen Lebzeiten hergerichtet worden war.

Der Bürgermeister hatte zwischendurch, wie im Ärger über seine unzulängliche Fassungskraft, einige Stöße mit dem Schippenstiel gegen den Stein geführt. Nun wiederholte er, aufmerksam geworden, die Schläge rascher und hob plötzlich den Blick nach mir.

„Herr Hauptmann,“ warf er hastig hin, „mir scheint, das Ding ist an einer Stelle hohl! Hier klingt's so merkwürdig.“

Im Hui war er wieder dabei, die Erde rings um die Ränder des Steins zu lockern. „Das hilft nun alles nichts, wir müssen den Klotz heben. Sehen Sie, er ist viel schwächer als ich dachte, den bringen wir beide hoch.“

Vielleicht, daß uns die Neugier oder was es sonst war, größere Kräfte gab; genug, nach kurzer Zeit stand der Stein aufrecht gegen den Grubenrand gelehnt. Aber auch die kühle Ruhe des Bürgermeisters war hin; fieberig klopfte er mit der Hade die geglättete Rückseite des Steins ab.

„Hier!“

In der Tat, die Stelle klang hohl. Und bei genauerem Hinsehen entdeckte ich vier dunkle Linien, die ein Viereck von der Größe eines Oktavblattes umschlossen. Ehe ich jedoch noch ein Wort sagen konnte, hatte mein Begleiter einen kurzen scharfen Schlag gegen die Stelle geführt. Zersplittert fielen ein paar Steinbrocken zur Erde und ihnen nach ein weißes Etwas. Rasch hückte ich mich danach und hielt ein dünnes Pergamentröllchen in den Händen, das sich feucht und sehr hinfällig anfühlte. Alles im Stich lassend, rollte ich es im feuchten Schatten der Grube mit äußerster Vorsicht auf und preßte es in mein Notizbuch, um es so vor weiterem Verderben zu schützen.

Der Bürgermeister hatte sich kaum darum gekümmert; er untersuchte den Stein, entdeckte aber weiter nichts als eine kleine viereckige Kammer, die eigens zur Aufnahme des Papiers in den Stein gehauen schien. Der steinerne Verschuß war sehr genau eingepaßt und offenbar mit Pech zugestrichelt gewesen.

Jetzt, nachdem wir so weit waren, bemächtigte sich unter eine fühlbare Erschöpfung, eine wohlverständliche Folge der heftigen nervösen und körperlichen Anspannung. Am liebsten hätten wir alles stehen und liegen gelassen und wären davongegangen. Das ging nun freilich nicht an, und nach einer Weile beschäftigte sich mein Gehilfe damit, das Grab selbst zu untersuchen. Die braune, mürbe Erde deutete zur Genüge an, daß wir auf der Stelle des Sarges oder was es sonst

gewesen sein mochte, standen. Aber nicht das Geringste war zu entdecken, kein Knochenrest, kein Gewebe, nicht einmal ein Stückchen Metall.

Ohne viel Worte glätteten wir jetzt wieder den Grund, brachten den Stein an die alte Stelle, warfen die Erde obenauf und setzten darüber wieder die vorher sorgfältig abgehobenen Stücke des verbrannten Rasens. Vier Stunden waren vergangen, seitdem wir unsere Arbeit begonnen hatten, die bei dem Bürgermeister offensichtlich ein Gefühl der Zufriedenheit auslöste. Ich nahm in seinem Hause noch eine kleine Erfrischung und machte mich dann auf den Heimweg. Der Bürgermeister geleitete mich noch ein Stück Weges und meinte beim Abschied vergnügt: „Nun wird ja wohl der alte Konquistador Mühlstein seine Ruhe haben.“

Der Weg schien mir heute doppelt lang und das Grabpergament brannte mir ordentlich in der Rocktasche. Dabei die zitternde Sorge, daß es sich bis zu meiner Heimkunft in seine Bestandteile aufgelöst haben könnte.

Endlich, nachdem ich einen kleinen Imbiß zu mir genommen hatte, ging ich daran, das eigenartige Fundstück einer Untersuchung zu unterziehen. Ich gestehe, daß ich es nicht ohne einiges Widerstreben tat und erst einige Male im Zimmer auf und nieder ging. Dabei fiel mir bei einem gelegentlichen Blick durch das

Fenster auf, daß gegenüber in dem von dem alten Fräulein Mühlstein bewohnten Stockwerk alle Fensterflügel geöffnet waren.

Die Zerstörung des Papiers war nicht weiter fortgeschritten, vielmehr erwiesen sich sogar die Schriftzeichen besser erhalten als ich hoffte. Es waren nur wenige Worte, offenbar von einer des Schreibens recht ungewohnten, aber nichtsdestoweniger recht kräftigen Hand hingelegt. Unzweifelhaft die Hand des Konquistadors selbst.

Ich las:

„Das Menschenvold ist ain Höllenbrut und die von mein aigen Blut seind nicht minder. Hat der spaniolsche Landstörzer, da ich ihme abgegurgelt geschworen ich solt nit Ruh im Grab finden biß die leyt mains Stamms dahin. Will ihn Lügen straffen und ihme die Sach schwer machen und will so lang meinswegen umgehen biß man dieses Stücklein Papier findt.“

Die Legende . . . Das Rätsel war gelöst, neue waren dazu gekommen. Und diese würde ich nicht lösen können, das wußte ich. Denn wer dieser Konquistador gewesen und wie er's getrieben, das gehörte längst der Vergangenheit an.

Ein Menschenverächter und Gewaltkerl war er gewesen, das stand zwischen den paar Zeilen. Einer, der sich vor nichts fürchtete. Aber noch fehlte der Schluß . . .

Als ich am andern Tage vom Dienst heimkam, begegnete ich dem Bürgermeister des Städtchens.

„Nun sind Sie auch Ihr wenig angenehmes Gegenüber los, Herr Hauptmann,“ begann er nicht ohne merkliche Genugtuung; und als ich ihn fragend ansah, fuhr er fort: „Das alte Fräulein Mühlstein ist gestern nachmittag gestorben. Sehr zur rechten Zeit. Alt genug war sie ja, hoch in den Siebzig. Und früher soll sie nicht den besten Leumund gehabt haben: brutal, genießerisch, eine mehr männliche Gewaltnatur. Aber man soll nicht schlecht von den Toten reden,



Erillbrücker

Berspühtet fielen ein paar Steinbrocken zur Erde und ihnen nach ein weißes Etwas.

requiescat in pace. Wissen Sie übrigens, daß hier die Sage geht, die alte Jungfer soll mit ihrem wahren Namen Mühlfstein geheißt haben und die letzte Nachkommnin des legendären Konquistadors gewesen sein . . . ?“

Ich ging still meines Weges und dachte an die drohenden Gebärden der alten Frau in den letzten Tagen, an ihr aufgeregtes, wütendes Wesen. Sollte sie geahnt haben, daß die Lösung des Geheimnisses die Auflösung ihres Daseins bedeutete . . . ?“

Der Oberst schwieg; dann leerte er gedankenvoll sein Glas, reichte mir stumm die Hand zum Abschied und ging.

Der Hahn des Thomas Ruettlin.

Von Arwaker.

Weber den flachen, breiten Hügel hinweg troch die bunte Heerischlange. Neben den bunten Schlißwämfern der Spießknechte gleißte matt im Mittagslicht das Eisen der Geharnischten. In der Mitte des Zuges aber ritt tief in sich versunken Herr Thomas Ruettlin, der Hauptmann der Arkebuserer.

Herrn Thomas' Gedanken spazierten voraus und auch gleichzeitig zurück, denn die drohende Reise galt dem Städtlein, in dem er jung geworden und aus dem man ihn zu einer bösen Stunde in die Welt gejagt. Er trug keinen Groll darob gegen die Häuser und Mauern, aber das Städtlein stand auf der Gegenseite und er wußte, was ihm blühte, wenn es unter die Spieße der Trumben mit den geschlitzten Wämfern geriet. Darum ritt Herr Thomas Ruettlin in tiefem Sinnen.

Ein Schrei ging auf einmal durch den reißigen Wurm und ein Rumoren. Da lag das feste Drilein im falben Licht, mit geschlossenen Toren und besetzten Mauern, wie einer, der mit trohig gepreßten Lippen des Gegners harri. Gierige, hungrige Augen gingen hinunter nach der Mulde, in der sich die hochgiebeligen, beuterverheißenden Häuser reckten. Und dann hub ein Schanzgen und Werken an und drei Tage später lag um den Mauerring des Städtleins ein zweiter, der nichts Gutes verhieß. Die Kugeln und Bolzen aber flogen herüber und hinüber.

Dem frohgemuten Feldhauptmann Matthias von Thurn verschlug's allmählich die immergute Laune. Er hatte gehofft, den Trohkopf rascher zu überrennen und mußte nun sehen, wie sich die kleine Kröte wader wehrte. Er war ein wohlmeinender Herr ansonst, der viele Jahre lang eines lieberlichen Eheweibs wegen Trübsal blasen mußte. Bis er ihr eines Tages voll Verdruß aus den Fängen lief und ein reißiger Kriegsmann wurde. Die Freunde über das ge-

lungene Eschappieren würzte ihm fortan das Leben, so daß er auch im ruppigsten Gemenge den Humor nicht verlor.

Der Hauptmann der Arkebuserer aber stand, wie jeden Tag, mit den Ellenbogen auf die Schanzpfähle gestützt und starrte mit sinnenden Augen nach dem langen Ragenturm hinüber, auf dem sich ein funkelnder Hahn drehte. Um dieses Hahnes willen aber war Herr Thomas Ruettlin aus der Stadt gejagt worden. Und das kam so und lag nunmehr anderthalb Jahrzehnt hinter ihm.

Der Thomas Ruettlin, der ein Büchschmied war, hatte alle Hoffnung auf die Mette Fürspruch gesetzt, die eines armen Krämers Tochter war. Da kein Geldsack in der väterlichen Truhe klingelte, so hatte die Mette keine große Wahl und tat dem braven Büchschmied gewogen. Der Ruettlin wand schon mit fröhlichen Gedanken seiner braven Mette das Hochzeitskränzlein, als auf einmal ein immer schroffer werdender Wandel eintrat. Der Büchschmied war ein heller Kerl, aber hinter dieses Wunder kam er erst, als man ihn eines Tages vor den Stadtrichter schleppte mit der schweren Klage: er sei der ehr- und tugendreichen Jungfer Mette Fürspruch wie ein Landstörzer zu Leibe gegangen und habe ihre jüngerliche Ehre mit Gewalt bedroht.

Ob's nun seine Unschuld war, die ihn rettete, oder ob man den Schwindel nicht übel krönen wollte, genug, der Herr Stadtrichter war voll Gnade und strafte ihn weder an Leben noch an Leib. Doch wurde der Büchschmied noch vor Anbruch der Nacht aus der Stadt gewiesen und der Herr Stadtrichter geruhte mit hämischem Grinsen zu bemerken: er solle sich kein Leids antun, denn wenn er vom Erdboden aus den goldenen Gödel vom Ragenturm blasen könne, dann sei ihm die Mette Fürspruch als Eheweib gern vergönnt. Als Thomas Ruettlin aber am selben Abend aus dem Tor zog, da steckte es ihm schnell noch ein guter Freund: Seine Wohlbeden, der Herr Stadtrichter, habe selbst einen guten Appetit auf das hübsche und frische Fleisch und die Mette habe nichts dawider. Mit Groll im Herzen, aber dennoch schon weidlich getröstet, nahm der Büchschmied diese Eröffnung mit unter die Arkebuserer und behielt sie auch getreulich im Herzen, als er als Hauptmann an ihrer Spitze ritt. Und nun stand er hinter den Palisaden und betrachtete den goldenen Gödel.

„Das verdammte Nest,“ sagte der Feldhauptmann von Thurn hinter ihm, strich den langen, silberigen Bart und zwinkerte ein wenig, weil der Frohmuth doch noch nicht ganz aus dem Herzen heraus war.

Der Ruettlin aber drehte sich nach dem Arkebuserer um, der ihn begleitete, und sagte voll Ruhe: „Bring mir mein Zeug.“